Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck u. Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag, den 12. Januar 1882. Nr. 20.

Deutscher Reichstag.

22. Sitzung vom 11. Januar.

Das Haus ist stark besetzt, sämmtliche Tribünen gefüllt.

Am Tische des Bundesrathes: Staatssekretäre von Bötticher ꝛc. ꝛc.

Präsident v. Levetzow eröffnet die Sitzung um 11 Uhr 30 Minuten.

Als erste Gegenstände stehen auf der Tagesordnung die dritten Berathungen der allgemeinen Rechnung für 1877/78, der Uebersicht der Reichseinnahmen und Ausgaben für 1880/81 und der Kasse der Ober-Rechnungskammer für 1878/79 und 1879/80.

Das Haus genehmigt ohne Debatte definitiv die Anträge der Rechnungs-Kommission, welche auf Genehmigung der nachgewiesenen Etatsüberschreitungen lauten.

Darauf werden eine Anzahl von Petitionen als zur Erörterung im Plenum für nicht geeignet erklärt.

Es folgt nunmehr der Antrag des Abg. Rittinghausen und Genossen. Derselbe ist von den Sozialdemokraten, der deutschen Volkspartei, den Dänen und dem sezessionistischen Abg. Warmuth unterzeichnet und geht dahin, der Reichskanzler sei zu ersuchen, in dieser oder der nächsten Session einen Gesetzentwurf vorzulegen, um auf Grund des § 5 des Wahlgesetzes vom 31. Mai 1869 und der Ergebnisse der Volkszählung von 1880 eine Vermehrung der Mitglieder des Reichstages herbeizuführen.

Abg. Rittinghausen rechtfertigt seinen Antrag mit dem Umstande, daß das Mißverhältniß zwischen der Bevölkerungszahl und der gesetzlichen Bestimmung, wonach auf je 100,000 Seelen ein Abgeordneter entfallen solle, namentlich in den Großstädten und den Industriebezirken, ein schreiendes geworden sei.

Abg. Mayer (Württemberg) spricht für den Antrag. Die Regierung werde sich der Aufgabe nicht entziehen können, die Zahl der Volksvertreter mit der Bevölkerungszahl in Einklang zu bringen. Eine Folge der Annahme des Antrages würde eine anderweite Eintheilung der Wahlkreise sein. Es sei indeß nothwendig, dem Gesetze eine solche Fassung zu geben, daß eine künftige Vermehrung der Bevölkerung eine anderweite gesetzliche Regelung unnöthig macht.

Abg. Frhr. v. Minnigerode erkennt an, daß eine Vermehrung der Bevölkerung im Allgemeinen und speziell in den großen Verkehrszentren seit 1871 stattgefunden hat. Aber er ist der Meinung, daß die Verhältnisse noch nicht dringend genug sind, um eine gesetzliche Neuregelung zu rechtfertigen.

Abg. Dr. Günther (Berlin) erklärt sich gegen den Antrag. In einer so konfliktsschwangeren Zeit, wie die gegenwärtige, könne man an eine solche Arbeit nicht herantreten. Man würde damit der Regierung nur eine zweischneidige Waffe in die Hand geben. Er hoffe, daß die Zeit kommen wird, wo es möglich sein wird, diese wichtige Verfassungsfrage in freiheitlichem Sinne lösen zu können. Aber man werde nicht verlangen können, an seinem eigenen Begräbniß mitzuwirken, sein eigener Todtengräber zu sein.

Abg. v. Bennigsen hält die Durchführung einer solchen Maßregel erst möglich, wenn das neue Reichstagsgebäude fertig gestellt sein wird. In diesem Gebäude kann man unmöglich 50 weitere Abgeordnete plaziren. Im Weiteren führt Redner aus, daß eine Vermehrung der Abgeordneten nur durch Gesetz erfolgen könne. Auch er bittet, ruhigere politische Zeiten abzuwarten, denn dazu gehöre eine gerechte Würdigung aller Verhältnisse.

Abg. Dr. Windthorst erklärt, ebenfalls gegen den Antrag stimmen zu wollen. Auch seine Partei sei keineswegs mit der Eintheilung der Wahlkreise einverstanden. Die Geometrie sei vielfach zum Nachtheil seiner Partei gemacht, aber die bestehenden Verhältnisse hätten sich in die Bevölkerung eingelebt und eine geschichtliche Bedeutung gewonnen. Außerdem sei auch er der Meinung, daß man ruhigere Zeiten abwarten müsse, ehe man an eine Neuregelung der Wahlkreise herantrete.

Der Antrag wird hierauf abgelehnt. (Dafür nur die Süddeutschen und die Sozialdemokraten.

Unter tiefer Stille nimmt nunmehr der Abg. Windthorst das Wort, um seinen Antrag auf Aufhebung des Expatriirungs- und Internirungsgesetzes vom 4 Mai 1874 zu begründen. Die Bedeutung des Moments wird einigermaßen dadurch abgeschwächt, daß der eigentliche Adressat jener Forderung, der Reichskanzler, nicht im Hause anwesend ist. Wir hören indessen von vertrauenswerthen Personen aus seiner Umgebung, daß dieses Fernbleiben des Fürsten Bismarck nicht auf politische Motive zurückzuführen ist. Eine leichte Indisposition, deren Spuren sich schon in der Sitzung vom Montag zeigten, fesselt den leitenden Staatsmann an das Zimmer. Der Abg Windthorst spricht heute mit ungewöhnlicher Wärme.

Es ist von verschiedenen Seiten, so beginnt Herr Windthorst, gegen meinen Antrag geltend gemacht worden, daß der Reichstag mit dieser Sache nichts zu thun habe, daß nur das preußische Abgeordnetenhaus in dieser Frage kompetent sei. Die solches behaupten, spekuliren auf den Mangel an Einsicht der Wähler. Die Wähler wissen sehr gut, daß der kirchenpolitische Streit sich nicht allein auf das eigentliche Gebiet desselben beschränkt, daß vielmehr die kirchliche Frage alle Fragen beherrscht; sie wissen sehr gut, daß das deutsche Reich nicht eher gedeihen kann, bis dieser ziellose Bruderzwist endlich beseitigt ist und der Kirche die Freiheit gegeben wird, welcher sie bedarf. Und wenn es Parteien im Lande giebt, welche glauben, daß es dem Reiche nützt, wenn sie diesen Kampf führen, dann sind dies Männer, von denen ich annehmen muß, daß sie die deutsche Geschichte niemals kennen gelernt haben. Ich glaube, der Konsolidirung des Reiches am besten zu dienen, wenn ich dafür eintrete, daß in demselben überall das Recht und das Recht Aller zur Geltung kommt und die kirchliche Freiheit gesichert ist. Etwas Anderes als die kirchliche Freiheit erstreben wir absolut nicht. Und weil wir sie erstreben, gleichmäßig für alle Konfessionen ohne Ausnahme, so habe ich geglaubt, daß ein solches Beginnen von allen Seiten die vollste Unterstützung finden müsse. Es giebt ja leider Parteien und Männer, welche ohne den Kulturkampf nicht leben zu können glauben. An diese wende ich mich nicht, sondern an die Männer wahrer Freiheit, und frage sie, ob es ihren freiheitlichen Auffassungen entspricht, wenn der Mensch in den wichtigsten Dingen der Polizeigewalt unrettbar überliefert wird und wenn die Verhältnisse so geordnet sind, daß ein Theil der Unterthanen den religiösen Pflichten nicht nachkommen kann. Auch an die Herren Konservativen wende ich mich. Wenn sie wirklich konservativ sind, so sind sie vielleicht die Vertreter wahrer Freiheit. Ich wende mich insbesondere an sie, weil ich glaube, daß die Geschichte den Herren zeigen müßte, daß wahre konservative Gesinnung und eine wahre Bethätigung derselben nur hervorwächst auf religiösem Boden, und ich frage Sie, wie ist es denkbar, wie eine wirklich konservative Gesinnung erhalten werden kann, wenn diejenige Institution, welche diese Gesinnung entwickelt oder begründet, geknechtet und in ihrer freien Thätigkeit gehindert ist. An die Freikonservativen und Nationalliberalen wende ich mich nicht, auf diese werde ich vielleicht in meinem Schlußwort zurückkommen, auch nicht an einige andere Herren. Es giebt sogar Professoren, welche sich freisinnig nennen, aber nichts anderes sind, als bureaukratische Männer. (Heiterkeit.) Der Redner erörtert die Tragweite des Gesetzes und weist nach, wie wenig dazu gehört, um der Reichsacht auf Grund dieses Gesetzes zu verfallen. Er zeigt, daß selbst das Sozialistengesetz nicht so drakonisch wirke, wie das in Rede stehende Gesetz. So lange dieses Gesetz zu Recht besteht, seien die Geistlichen dem Willen der Regierung unterworfen. Sie habe es in der Hand, gegen die Geistlichen in aller kürzester Frist einzuschreiten. Aus dieser gefährlichen Situation wolle sein Antrag die Herren befreien. Er wolle die Kirche der Willkür einzelner Personen entziehen. Die Kirche Gottes dürfe nicht der Willkür von Menschen unterliegen. Wir verlangen nichts als Freiheit für die Kirche. Die zwischen den Konfessionen bestehenden Differenzen müssen allein auf wissenschaftlichem Gebiete ausgefochten werden. Wir verlangen auch für den Geistlichen das gemeine Recht, denn vor dem Rechte sollen Alle gleich sein. Wer das in Rede stehende Gesetz vertheidigt, dem spreche ich den Anspruch auf wahre Freisinnigkeit ab; er hat absolut kein Recht, sich liberal zu nennen. Redner bittet zum Schluß dringend, dem Antrage zuzustimmen, damit sich wieder alle Parteien die Hand reichen können zur gemeinsamen Arbeit für das Wohl des Vaterlandes. (Beifall im Zentrum.)

Abg. v. Kleist-Retzow: Der Kern des Kulturkampfes gehöre in die preußische Landesgesetzgebung, dort sei die Frage zuerst durchzukämpfen Wir Konservativen wissen, daß solche Gesetze die freie Thätigkeit der Geistlichen schädigen, welche auf Erhaltung konservativer Gesinnungen zielt; soll aber der Antrag eine Kraftprobe sein, wie weit wir mitgehen werden, um den Kulturkampf zu beseitigen, so scheint er mir nicht recht opportun. Sie wissen, wie sehr ich persönlich angegriffen bin wegen meiner Stellung gegen den Kulturkampf. Ich und etwa die Hälfte meiner Freunde können dem Antrage aus folgenden Gründen nicht zustimmen: Ich halte die Expatriirung für vollständig unerhört, die Internirung ist unwirksam; wenn aber ein Geistlicher trotz des gerichtlichen Erkenntnisses, daß er eine geistliche Funktion nicht ausführen darf, eine solche ausübt, dann ist es gerechtfertigt, ihn aus der Gegend zu entfernen. Auch können wir nicht ohne Zustimmung der Regierung § 2 annehmen, daß die erlassenen Verfügungen der Landespolizeibehörden in diesem Punkte ungültig sein sollen, ohne eine Prüfung des Einzelfalles eintreten zu lassen, zudem es nicht nur polizeiliche, sondern auch gerichtliche derartige Verfügungen giebt Ich bin bereit, auf eine Revision dieser Bestimmungen einzugehen Da wir nun in Preußen einer Revision der Maigesetze entgegengehen, und es heißt, diese solle wieder auf die diskretionäre Gewalt gestützt sein, so stimme ich dem Abg Windthorst zu, wenn er hier erklärt hat, eine solche diskretionäre Gewaltübertragung genüge ihm nicht. Aber wie können die Konservativen etwas thun für die katholische Kirche, wenn die Vertreter derselben sich aus der Gesetzgebung zurückziehen und dieselbe den Konservativen und Liberalen allein überlassen. Sie dürfen nicht Ihre weitgehendsten Forderungen erfüllt sehen wollen, um etwas anzunehmen; nein, die Liebe zum Volke, die Liebe zur Kirche muß Sie bereit machen, das Kleinste anzunehmen; deshalb thun Sie nicht gut, diesen mit seiner Spitze gegen Preußen gerichteten Antrag hier anzunehmen. Der Antrag ist nicht nur ein Mangel des Vertrauens gegen die Regierung, sondern auch gegen die rechte Seite, daß sie den Frieden ernsthaft wollten. Das Gesetz werde, wenn erst die Geistlichen wieder zu einem Verhalten zurückgekehrt seien, wie wir es wünschen, eine würdige Ruine sein, die man ruhig bestehen lassen könne.

Abg. v. Schorlemer-Alst erklärt, daß die Katholiken weiter nichts verlangten, als die Wiederherstellung ihrer verfassungsmäßigen Rechte, welche man ihnen genommen habe. Der Herr Abgeordnete spricht es offen aus, daß ihn die Ausführungen des Abg. v. Kleist-Retzow tief betrübt hätten, da die Versicherung treuer Freundschaft gegen das Zentrum allein nicht genüge; seine Partei wolle endlich Thaten sehen. Redner behauptet, daß das in Frage stehende Gesetz ein Unikum sei und gar nicht in den Rahmen der Maigesetzgebung hineinpasse. Er führt dies des Näheren aus, geht auf die Mißstände, die dieses Gesetz zur Folge gehabt, näher ein und beleuchtet in dieser Beziehung die traurige Thatsache, daß Taufen, Trauungen, wie Spendungen der Sterbesakramente in vielen Fällen unterbleiben mußten, weil die betreffenden Geistlichen internirt oder expatriirt worden waren. Wenn Fürst Bismarck sich aufrichtig und wahr an die Spitze einer christlich-konservativen Reformbewegung stellen würde, so zweifle er nicht daran, daß er auch über eine Majorität in den Volksvertretungen zu verfügen haben werde. Zu einer Regierungspartei sans phrase könne sich das Zentrum aber nicht hergeben. Er ersucht schließlich namentlich die linke Seite des Hauses — nachdem er derselben ihre kulturkämpferischen Bestrebungen vorgehalten — den Antrag anzunehmen.

Hierauf spricht der Abg. Hobrecht gegen den letzteren. Er bittet denselben abzulehnen.

Abg. Jagdzewski, welcher im Uebrigen auf der Tribüne absolut unverständlich bleibt, erklärt sich Namens der Polen für den Antrag Windthorst.

Abg. Virchow begann damit, daß er in der angenehmen Lage sei, der Aufforderung zu entsprechen, mit welcher Herr v. Jagezlewki geendet, nämlich dem Antrage Windthorst zuzustimmen. Der größte Theil meiner politischen Freunde, so fuhr er fort, wird für den Antrag stimmen. Ich war bei Berathung dieses Gesetzes nicht Mitglied dieses Hauses, aber ich habe mich öffentlich entschieden gegen das Expatriirungsgesetz erklärt. Jetzt, nachdem die Regierung selbst den Frieden mit der Kirche anstrebt, wäre es sonderbar, wenn wir an diesem Gesetze festhalten wollten. Wir würden dann in der That mehr erstreben als die Regierung zu thun beabsichtigt. Wir würden der Regierung gewissermaßen eine Waffe an die Wand hängen, damit sie von Zeit zu Zeit sehen kann, ob sie nicht schartig oder rostig geworden ist. Weder Bennigsen noch Falk hat diesen Kampf erfunden. Diese Männer sind erst an die Seite des Fürsten Bismarck getreten, als dieser zum Kampfe aufrief (Ruf: Na! na! Große Heiterkeit). Dieser Kampf ist damals inaugurirt worden mit der ausdrücklichen Erklärung, daß der Kaiser die Zustimmung dazu ertheilt habe. Auch hat Seine Majestät sich in diesem Sinne sogar in der Thronrede ausgesprochen. Dem gegenüber finde ich es höchst sonderbar, wie gegenwärtig der leitende Staatsmann über diese Sache denkt. Wir haben uns durch die Autorität des Kanzlers und auch des Kaisers bestimmen lassen, in dieser Sache auf die Seite der Regierung zu treten und dasjenige mitzumachen, was diese Autoritäten für das Beste hielten Wenn wir uns heute entschlossen haben, für den Antrag zu stimmen, so möchte ich doch bitten, daraus nicht Schlüsse zu ziehen in Bezug auf die Maigesetze überhaupt. Ich möchte keinen Zweifel darüber lassen, daß durch unsere Haltung gegenüber diesem Gesetze unsere weitere Haltung in Bezug auf die Maigesetze nicht präjudizirt wird. Ich wüßte kein anderes Gesetz, welches wir so ohne Weiteres preisgeben würden. So weit wir die Situation im Allgemeinen auffassen, ist ein dauerhafter Friede mit der katholischen Kirche überhaupt nicht denkbar. Nach den Erfahrungen in Preußen greift die katholische Hierarchie Schritt für Schritt weiter, um in immer weiterer Ausdehnung die Gewalt an sich zu ziehen. Redner erkennt an, daß das Gesetz große Härte enthalte und daß man deshalb anlehnend an die praktischen Erfahrungen das Gesetz beseitigen müsse. Wir haben kein Interesse daran, das Odium dieses Gesetzes noch ferner auf uns zu nehmen in einem Augenblick, wo die Regierung mit der Kurie unterhandelt. Wir wollen nicht die Prügelknaben der Regierung sein, aber wir werden die Regierung daran zu hindern suchen, werthvolle Rechte preiszugeben. Wir haben keine Lust, die Politik des Kanzlers mitzumachen; das ist keine Politik, das sind nur Einfälle, welche sich auf unvollständige Studien gründen. (Widerspruch.) Machen wir eine regelrechte Gesetzgebung, die radikal bestehen kann, nicht aber eine solche, die nur für morgen oder übermorgen Geltung hat. (Beifall links.)

Staatssekretär v. Bötticher: Der Herr Vorredner hat den Bundesrath dahin provozirt, er möge aus seiner Reserve heraustreten und Stellung zu dem vorliegenden Antrage nehmen. Er (Redner) habe geglaubt, daß die Praxis der verbündeten Regierungen dem Vorredner nicht unbekannt sei. Er sei gar nicht in der Lage, aus dieser Reserve herauszutreten, denn sie sei für die verbündeten Regierungen eine zwingende. Es handele sich um die Aufhebung eines Gesetzes, zu welcher die Anregung von einem Theile dieses Hauses gegeben wurde. Sollte der Reichstag dem Antrage zustimmen, dann werden die Regierungen in die Lage kommen, sich ihrerseits die Frage vorzulegen, ob auch sie zu der Aufhebung des Gesetzes ihre Zustimmung geben können (Heiterkeit). Sie mögen das belächeln; es ist das die Stellung, die verfassungsmäßig gegeben ist. Ich bin nicht in der Lage, Ihnen heute zu sagen, wie die bairische, die hessische, hamburgische oder die preußische Regierung sich zu dem Antrage stellen werden. Der Herr Vorredner hat seine Verwunderung darüber ausgesprochen, weshalb wir nicht belehrend in die Debatte eingreifen, weshalb wir überhaupt hier sind. Gerade die Belehrung ist es, die wir suchen für die künftige Beschlußfassung. Abg. Virchow hat ferner gesagt, wenn der Reichskanzler Vollmachten haben wolle, daß er thun und lassen kann, was er wolle, dann brauche man kein Parlament.

Er möchte darauf erwidern, daß, wenn die preußische Regierung Vollmachten begehrt auf diesem Gebiete, so geschieht das nicht um die Erweiterung ihrer Machtfülle, sondern es geschieht zur Herstellung des Friedens, es geschieht zum Wohle des Vaterlandes. Mit der Wandlung in den Anschauungen des Herrn Reichskanzlers hat der Vorredner auch den Namen des Kaisers verknüpft. Wenn der Kaiser in diesem Jahre zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß es besser für das Wohl des Volkes ist, eine Maßregel zu ergreifen, an welche man im vorigen Jahre noch nicht gedacht hat, so ist das etwas, was mit Ehrfurcht und Dank aufgenommen werden muß. (Lebhafter Beifall rechts.)

Darauf spricht der Abgeordnete v. Kardorff für die von der deutschen Reichspartei vorgeschlagene motivirte Tages-Ordnung. Ihm folgt der Abgeordnete Payer (Volkspartei), welcher sich für den Windthorst'schen Antrag Namens seiner Partei erklärt.

Hierauf wird Vertagung beantragt und beschlossen.

Nach persönlichen Bemerkungen der Abgg. v. Bennigsen, v. Jagdzewski, Virchow, Richter (Hagen), v. Schorlemer-Alst, Majunke, Dr. Windthorst und v. Kardorff setzt der Präsident die nächste Sitzung auf Donnerstag 11 Uhr fest.

Schluß 4¾ Uhr.

Deutschland.

Berlin, 11. Januar. Eine Original-Korrespondenz des „N. W. Tgbl." aus Berlin äußert sich über den kaiserlichen Erlaß wie folgt:

„Die feierliche Kundgebung des Kaisers Wilhelm, sie hat nicht blos eine nationale, sie hat eine internationale Bedeutung. Es bedarf, um das zu beweisen, keiner Kombinationen, keiner Hypothesen und keiner Raisonnements. Die Thatsachen, die ich in Nachstehendem vorführe, werden für sich selbst sprechen. Treten wir sofort in die Sache ein.

Es ist kein Geheimniß geblieben, daß bei den Zusammenkünften der Monarchen, welche im Jahre 1881 stattfanden, vielfach die Nothwendigkeit erörtert wurde, die Autorität der Kronen den Oppositions-Parteien gegenüber mit erneuerter Energie zu wahren. Die Solidarität der konservativen Interessen wurde auch gegenüber dem Parlamentarismus und den in den Parlamenten nach Geltung ringenden Oppositionsparteien betont. Rußland habe zwar keine parlamentarische Opposition zu bekämpfen, dagegen, so wurde in Danzig konstatirt, berge der Nihilismus die größten Gefahren für den Thron und für das Reich. Was in Danzig besprochen worden war, das wurde in Gastein gebilligt, und während Deutschland und Oesterreich Rußland gegenüber die Pflicht auf sich nahmen, den Nihilismus auf ihren Territorien zu bekämpfen, wurde im gemeinsamen Interesse auch die Unschädlichmachung der deutschen Sozialisten in Oesterreich und Rußland definirt. Indessen erstreckten sich die Unterredungen nicht blos auf den Nihilismus und den Sozialismus, sondern sie bezogen sich auch auf die radikalen politischen und anti-kirchlichen Agitationen, welche auf die Schwächung der persönlichen Regierungsgewalt der Herrscher, auf die Lostrennung der Kirche vom Staate und auf die Popularisirung anti-religiöser Richtungen abzielen.

Es heißt, daß bald nach der Danziger Entrevue Fürst Bismarck eine Art von Denkschrift über die politische Situation Europas verfaßte, welche der deutsche Kaiser den beiden befreundeten Monarchen in Wien und Petersburg in Abschriften überreichen ließ. Diese Denkschrift, so sagt man, ist ein Resumé des in Danzig und Gastein stattgefundenen Meinungsaustausches bezüglich der „Umsturzparteien" und sie schildert das Anwachsen der Macht der subversiven Elemente in sehr lebhaften Farben. Die Frucht dieser Denkschrift ist der ganz persönliche Bund zwischen den drei Monarchen, der auf die Abwehr jener Elemente gerichtet ist. Bei dem streng vertraulichen Charakter jenes Memoires ist es natürlich unmöglich, die Details desselben kennen zu lernen, allein über seine Tendenz kann gar kein Zweifel bestehen.

Es waltete in den obersten Regierungskreisen Berlins die Ansicht vor, daß die Haltung der deutschen Fortschrittspartei eine staatsgefährliche und dynastiefeindliche sei. „Die Führer dieser Partei streben danach, die Regierungsgewalt an sich zu reißen, ihre Prinzipien praktisch zu verwirklichen und den König und Kaiser zum Exekutor der Majoritätsbeschlüsse der Parlamente zu degradiren." Mit großer Rührung wird in den genannten Kreisen erzählt, wie der greise Kaiser in Gastein in feierlichen Worten es als seine heilige Gewissenspflicht bezeichnet habe, seinem Nachfolger die Regierungsgewalt ungeschwächt zu vererben. In Gastein habe Kaiser Wilhelm seinem erlauchten Freunde und Verbündeten, dem Kaiser von Oesterreich, mitgetheilt, daß er sein politisches Testament noch bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen gedenke. Sein fester Entschluß sei es, eher die Krone niederzulegen, als den Anforderungen der Fortschrittspartei sich zu beugen und sich „Liberale" als Räthe der Krone aufdrängen zu lassen.

Nicht allein die Bekämpfung der parlamentarischen Opposition, sondern vorzugsweise die Bekämpfung des parlamentarischen Regierungssystems, das ist das leitende Wort der zielbewußten Politik eines so zielbewußten und bisher auch so treffsichern Mannes wie Bismarck. Das parlamentarische System soll und darf auf dem europäischen Kontinente nicht zur Geltung gelangen. Als Baron Haymerle im Herbste des Jahres 1881, von seiner Badereise zurückkehrend, mit dem Fürsten Bismarck zusammentraf, entwickelte der deutsche Reichskanzler in den Gesprächen mit dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern die Grundzüge eines Programms konservativer Politik und stellte die Durchführung dieses Programmes als unabweisbar im Interesse der beiden Reiche und des Freundschaftsbundes derselben hin. Baron Haymerle, so erzählt man, habe ziemlich betroffen auf seine gesetzliche Position hingewiesen, die eine, von der verfassungsmäßigen Stellung des deutschen Reichskanzlers sehr verschiedenartige sei. Denn während Fürst Bismarck in seiner Person die Würden als preußischer Ministerpräsident und als deutscher Reichskanzler vereinige, stände dem österreichisch-ungarischen Minister des Auswärtigen keine Ingerenz auf die innere Politik der beiden Reichshälften zu. Aber, so erzählt man, Fürst Bismarck habe dies nicht gelten lassen. Auch im Verfassungsleben, entgegnete er, sei der biblische Grundsatz maßgebend: „Das Wort tödtet, der Geist allein macht lebendig." Er könne sich einen österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern nicht denken, der nicht im Stande wäre, im Falle der Nothwendigkeit auf beide Regierungen des dualistischen Reiches einen heilsamen Druck auszuüben. „Denn — so soll Fürst Bismarck dem Baron Haymerle zugerufen haben — denn drücken Sie nicht, so werden Sie gedrückt und schließlich unterdrückt."

Ob Fürst Bismarck den Baron Haymerle überzeugt hat, das bleibe dahingestellt; Thatsache ist es aber, daß Baron Haymerle in sehr gedrückter Stimmung den Fürsten Bismarck verließ und daß dieser nach einiger Zeit sich über ihn folgendermaßen äußerte: „Baron Haymerle ist sonst ein ganz klarer Kopf, aber er hat sich doch sehr in liberal-doktrinären Anschauungen verstrickt." Der jähe Abschluß, den das Leben des Barons Haymerle bald darauf fand, ließ keinen Gegensatz oder gar einen Konflikt zwischen den beiden Staatsmännern entstehen, sicher aber ist es, daß Fürst Bismarck mit dem Nachfolger des Barons Haymerle sich besser zu verständigen vermochte, und daß diese beiden Staatsmänner der gleichen Ansicht sind über die solidarische Gefahr des Anwachsens der extremen parlamentarischen Opposition für die Monarchie, und der absoluten Unzulässigkeit des englischen Parlamentarismus in Mittel- und im östlichen Europa.

Fürst Bismarck ist der Anschauung und aus dieser machte er nirgends Hehl, daß ein direkter Appell der Monarchen an ihre Völker eine großartige Wirkung ausüben würde, da in Deutschland sowohl als in Oesterreich-Ungarn das dynastische Gefühl tief eingewurzelt sei, während die Opposition nur künstlich genährt und von den Zeitungen und den interessirten Wortführern großgezogen werde. Es darf daher nach alledem nicht verwundern, daß das Wort, welches der Kaiser von Oesterreich an die Triester Deputirten bezüglich der faktiösen Opposition gerichtet hat, in Berlin ungemein befriedigte und die lebhafteste Zustimmung hervorrief. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die jüngste Kabinetsordre des Kaisers Wilhelm vor ihrer Veröffentlichung dem Kaiser Franz Josef, sowie den Königen von Baiern, Sachsen, Würtemberg und mehreren Großherzogen durch die preußischen Vertretungen in vertraulicher Weise mitgetheilt wurde.

Wird die Kundgebung des Kaisers Wilhelm genügen, um den angestrebten Zweck zu erreichen? ..... Es ist wohl sicher, daß in nicht ferner Zeit noch weitere Kundgebungen folgen werden, um die Solidarität der konservativen Interessen nach innen und nach außen zum unzweifelhaftesten Ausdruck gelangen zu lassen.

Dies die Mittheilungen, die dem „N. W Tgbl." aus Berlin zukommen. Sie sind überaus ernster Natur.

Provinzielles

Stettin, 12 Januar. Der 70jährige Handelsmann Wilh. Brandt stürzte gestern Nachmittags auf der großen Domstraße und renkte sich dabei die rechte Schulter aus dem Gelenk.

— Am 2. d. Mts. wurde, wie wir mitgetheilt, in der Wohnung des Briefträgers Gutzmann ein Gelddiebstahl ausgeführt. Gestern gelang es, in der Person der unverehel. Louise Anders die Diebin zu ermitteln und zur Haft zu bringen.

— Gestern Nachmittag wurde die Feuerwehr nach dem Grundstück schwarzer Damm Nr. 5 gerufen, dieselbe kam jedoch nicht in Thätigkeit, weil nur in der dort belegenen Wohnung eines Arbeiters einige Lumpen in Brand gerathen waren.

— Im Laufe des Jahres 1881 wurden hierselbst 1408 Personen wegen Bettelns und Vagabundirens, 325 wegen Diebstahls, Unterschlagung und Betruges, 200 wegen Ausschreitungen und 598 wegen anderweitiger Vergehen durch die hiesige Polizei verhaftet. Außerdem gingen 17,743 Anzeigen und Denunziationen ein.

— Aus einer unverschlossenen Küche der gr. Lastadie 68, 1 Tr., belegenen Wohnung des Unternehmers Schulz wurden vorgestern 5 silberne Eßlöffel im Werthe von 50 M. gestohlen. Dieselben hatten auf der oberen Seite des Stiels die Buchstaben „F. H.", auf der unteren Seite die Firma „Schröder" und ein Wappen, den Vogel Greif darstellend, eingravirt

‖ **Parlowskrug**, 10. Januar. Die Lage der ärmeren ländlichen Bevölkerung ist jetzt eine sehr traurige, viele Tagelöhner und kleine Eigenthümer in hiesiger Gegend sind fast ohne jeden Verdienst und gezwungen, meilenweit nach den Forsten zu laufen, wo sie täglich kaum 1 Mark verdienen; davon soll Weib und Kind ernährt und Miethe und Steuern bezahlt werden. Wird Land verpachtet, so ist dasselbe nicht in kleine Parzellen getheilt, so daß es der ärmeren Bevölkerung unmöglich ist, ein Gebot abzugeben. Ein großer Uebelstand ist darin zu finden, daß das Gesinde am 1. Oktober zieht; denn die entlassenen Ersatzreservisten treffen stets erst nach dieser Zeit ein und sind in Folge dessen nicht mehr im Stande, einen Dienst anzutreten und laufen daher auch ohne Beschäftigung umher. Dazu kommt, daß auf vielen Gütern das Gesinde jetzt verringert ist, denn nicht allein durch die in Thätigkeit gesetzten Maschinen werden viele Arbeitskräfte erspart, sondern viele Gutsbesitzer lassen Arbeiten, zu denen sie früher Knechte anstellten, jetzt durch Tagelöhner ausführen. Es wäre dringend zu wünschen, daß bald eine Wendung zum Besseren eintrete, sonst würde sicher auch in unserer Gegend die Auswanderung bald noch größere Dimensionen annehmen.

Vermischtes.

— (Feuerspeiender Berg.) Mauna-Loa, der Vulkan in Hawaiia, befindet sich seit 5. November 1880 in Eruption. Es ist dies der größte Ausbruch, der seit fünfzig Jahren beobachtet worden. Ein Maler, Namens Furneaux, hat 38 Oelgemälde der Lavafluth vollendet. Mr. Green von Honolulu berichtet, daß, wenn eine Ansammlung der Lava an einer Stelle der Erdfläche vollendet, ein dichter Rauch hinaufsteigt, der manchmal so intens wird, daß er auch nicht für einen Moment einem Lichtstrahle die Durchsicht gewährt Die Lava ist so glühend, daß sie noch nach einem Laufe von vierzig Meilen in flüssigem Zustande verbleibt. An mehreren Stellen ist das Erdreich geborsten und da sieht man durch die Lücken die Lavaströme gleich einem purpurrothen Wasserstrom fließen. Die kleine Stadt Hilo stand in Gefahr, verschüttet zu werden. Die Lava umgab sie mit mit einem feurigen Halbkreise, allein glücklicher Weise begann der Strom eine andere Richtung einzunehmen.

— (Vom Springtuch zum Traualtar) Unter diesem Titel erzählt das W. Extrablatt folgende Geschichte: Unter den Besuchern der denkwürdigen Ringtheatervorstellung befand sich auch die Tochter eines reichen Gumpendorfer Hausherrn, Angela Sartorini, in Begleitung ihres Bruders, eines Technikers. Der Letztere war von seiner Schwester, neben der er im zweiten Stockwerk einen Sitz inne hatte, auf der wilden Flucht nach dem Ausgange getrennt worden, und während er in's Freie gelangte, wurde die Schwester mit etwa siebzig Leidensgefährten in die Loggia gedrängt. Der Techniker rief den Namen Angelas, aber seine Stimme verhallte ungehört in dem wirren Lärm, und nachdem ihm auf der Straße versichert worden war, daß Alles gerettet sei, eilte er nach Hause, in der festen Meinung, seine Schwester dort zu finden. Angela war nicht zu Hause. Sie stand händeringend hinter dem Fenster, auf Rettung harrend. Das Springtuch kam und Angela war dem Tode entrissen. Ohnmächtig wurde sie von dem Tuche herabgezogen. Niemand hatte das Mädchen beachtet, denn kaum hatte sie den Sprung gewagt, als ein zweiter Verzweifelter sich über die Brüstung schwang. Ein junger Mann sah das Fräulein wanken und fing sie in seinen Armen auf. Er brachte seinen Schützling in den Flur eines Nachbarhauses, labte sie dort, und nachdem sich Angela erholt, brachte er sie in einem Wagen nach Hause. Der Vater rannte indeß verzweifelnd in dem Zimmer auf und ab, der Bruder war wieder auf die Unglücksstätte geeilt, er hatte die ersten Todten gesehen und war der Ueberzeugung, daß auch Angela zu den Verlorenen gehöre. Er eilte zurück, um dem Vater die erschütternde Kunde zu bringen und — findet ihn weinend vor Freude neben Angela, die bleich, ihrer Sinne kaum mächtig, auf dem Ruhebette liegt Er ahnte sofort, daß der fremde Jüngling, der mit besorgten Blicken auf das Mädchen sieht, seine Schwester nach Hause gebracht habe, und laut schluchzend will er ihm die Hände küssen. Der Fremde war Herr Emil Frank, Buchhalter in einem der größten Garngeschäfte Wiens, und gegenwärtig ist derselbe der glückliche Verlobte der schönen Angela.

— (Das hat Sarah Bernhardt gethan) Für die spottlustige Berliner Gesellschaft haben die Gastspiele von Sarah Bernhardt — obgleich die Künstlerin bekanntlich mit Deutschland böse ist — eine eigenthümliche Folge gehabt. Alle Damen nämlich, die sich mit der Pariser Tragödin auf dem Gebiet der ... Magerkeit vergleichen können, werden seit einiger Zeit mit allerhand ungezogenen Scherzen geneckt. Man kann aus diesem Quellenmaterial eine Sammlung von „Hyperbeln auf die Magerkeit einer Dame" zusammenstellen, die den berühmten „Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase" kaum etwas nachgäben — und so ist es inzwischen für die Berliner Lästerzungen ein wahrer Sport des Witzes und der Erfindungsgabe geworden, immer neue Bosheiten gegen jene Damen zuzuspitzen, welchen die Natur die wünschenswerthe Rundung und Fülle der Formen versagt hat. Da wird über eine magere Gesangsschülerin, die sich für die Opernbühne ausbildet, das Gerücht verbreitet, daß sie als Schatten in „Dinorah" debutiren will ... Ein junger Mann, der für das fleischlose Fräulein X schwärmt, muß sich die Frage gefallen lassen, ob er vielleicht auch in der Liebe — Vegetarianer ist? ... Eine magere Hofschauspielerin wird lieblos als „eins von den Brettern, welche die Welt bedeuten", verspottet, und einer spindeldürren Engländerin, die sich für die nächste Kunstausstellung malen läßt, giebt man den Rath, sich im Katalog als „Allegorie der Fastenzeit" bezeichnen zu lassen. Auch der Satz aus einem Theatergespräch verdient Erwähnung: „Bei der gestrigen Première waren alle Plätze gut besetzt — mit Ausnahme des Fauteuils, auf welchem Frau v. L. saß." ... In der Nische eines Ballsaals flüstert man über Fräulein D.: „Das Eine muß man ihr lassen, ihre Schultern stechen in die Augen, weil sie nämlich so spitz sind" ... und über die erstaunlich magere Frau P. heißt es: „Wie merkwürdig, daß sie dekolletirt geht! Als Frau eines Finanzmannes sollte sie doch eigentlich wissen, daß jedes Defizit gedeckt werden muß." So wispert und flüstert man in den Berliner Salonecken, wo Frau Medisance so gern ihre Cercle hält, mit und ohne Grazie in infinitum, und das ganze Wettrennen der Bosheit hat Sarah Bernhardt verschuldet.

— (Hinter den Koulissen.) Eine Petersburger Zeitung ergänzt ihren Bericht über die Benefizvorstellung Sarah Bernhardt's durch Mittheilung eines für eine Dame der Bernhardt-Truppe unangenehmen Vorfalls, den das Blatt folgendermaßen erzählt: Kaum war der Vorhang nach dem letzten Akt von „La princesse Georges" herabgerauscht, als auf der Szene einer der Gerichtsexekutoren des St. Petersburger Friedensrichterplenums erschien. Er erklärte, daß er nicht zu den Zuschauern gehöre, sondern im Namen des Gesetzes auftrete. Es stellte sich Folgendes heraus: Eine der zur Truppe Sarah Bernhardt's gehörenden Schauspielerinnen hatte während ihres zweiwöchentlichen Aufenthalts in St. Petersburg täglich bei Borrel gefrühstückt und war in dieser kurzen Zeit dort 500 Rubel schuldig geblieben. Angesichts der bevorstehenden Abreise der Truppe entschloß sich Borrel kurz und reichte dem Friedensrichter eine Klage ein, mit der Bitte, die Debitorin durch einen Revers zu verpflichten, Petersburg nicht vor Regulirung dieser ihrer Angelegenheit mit Borrel zu verlassen. Auf Grund dessen erschien der Gerichtsexekutor auf der Szene des Alexandra-Theaters und die Künstlerin mußte ihm dort den geforderten Revers ausstellen.

— (Wie man zu einem Titel kommt.) Ein Kaufmann, welcher in einer entlegeneren Vorstadt Berlins ein halb städtisches halb ländliches Grundstück besitzt, war seit Jahr und Tag in Stall und Speicher von Ratten arg geplagt. Vergebens wandte er Phosphorbrei, Strychninbutter und andere Gifte an, um die Unholde zu vertilgen; die pfiffigen Nagethiere merkten was und gingen nicht 'ran an den Speck. Auch die gewöhnlichen Rattenfallen nützten nichts, die Bestien fielen auch darauf nicht hinein. Da kam der Kaufmann eines Tages auf den Gedanken, es mit einer alten Fuchsfalle, die schon seit manchem Jahr unter dem Gerümpel auf dem Boden des Hauses gelegen hatte, zu versuchen. Kunstgerecht ward die Fuchsfalle aufgespannt, mit der Lockspeise versehen und Abends an einer geeigneten Stelle des Stalles aufgestellt. In diesem Stalle logirte aber außer den Ratten auch ein Hammel des Kaufmanns. Als nun am anderen Morgen der Kaufmann den Stall betrat, siehe, da hatte sich in der Fuchsfalle wirklich etwas gefangen, aber nicht etwa eine Ratte, sondern der Hammel. Die Geschichte von besagtem Hammel wurde in der Nachbarschaft sehr bald ruchbar und heute nennt man dort den Kaufmann nicht anders, als den ..... „Rattenfänger von Hammeln."

— Ein Prediger, der seine eigene Kirche in Brand steckt, ist wohl noch ein Unikum. In Stokesley stand der Ehrwürdige G. Sanger, Vikar von Carlton in Cleveland, dieses Verbrechens angeschuldigt, vor dem Polizeigericht. Er soll Abends die Vorhänge bei der Orgel, die Matten 2c. mit Paraffinöl bestrichen und dann Feuer angelegt haben, das in der Nacht zum Ausbruch kam. Die Motive der That liegen nicht zu Tage. Indeß war der Pastor seinem übrigen Lebenswandel nach ein recht unwürdiges Mitglied seiner Kirche.

— In Schwerin ist am 9. d. Mts. ein großer Theil des Kreuzganges des Domes ein Raub der Flammen geworden. In demselben befindet sich die Realschule, deren an und über dem Kreuzgang belegene Klassenräume zerstört worden sind. Der Schweriner Dom, in dem sich auch die heilige Blutskapelle mit dem Begräbniß der Großherzöge befindet, ist eins der hervorragendsten Baudenkmäler Deutschlands; die Zeit seiner Vollendung fällt in das 15. Jahrhundert.

Telegraphische Depeschen.

Breslau, 11. Januar. Der Reichsbanksyndikus, Landgerichtsdirektor Dr. Joseph Bloch, ist gestern hier gestorben.

London, 11. Januar. „Reuter's Bureau" meldet aus Kairo vom heutigen Tage: Die Aufregung hat abgenommen. Der Khedive telegraphirte der Pforte den Wortlaut der französisch-englischen Kollektivnote. Die egyptische Regierung bereitet eine Antwortnote vor, in welcher sie, wie es heißt, den Regierungen von England und Frankreich für ihre Sorgfalt dankt, aber hinzufügt, daß Besorgniß unnöthig sei.

London, 11. Januar. Die „Saint-James-Gazette" sagt, sie habe Nachrichten von Wichtigkeit aus Tunis empfangen, wonach daselbst eine Hungersnoth befürchtet werde, weil vielfach die Bebauung des Landes in Folge der Unruhen unterblieben sei. Sobald sich der Nahrungsmangel im Innern des Landes fühlbar mache, werde ein heftigerer Ausbruch der Unruhen erwartet.

Sofia, 11. Januar. Das hiesige Bureau der „Agence Havas" telegraphirt: Die auswärts verbreiteten Mittheilungen von aufrührerischen Bewegungen und Feuersbrünsten in Sofia sind vollständig unbegründet; im ganzen Fürstenthum ist die Ruhe nicht gestört.

Im Banne der Schmach.

Roman aus dem Englischen, frei bearbeitet
von
Hermine Frankenstein.

8)

Eine eigenthümlich graue Blässe bedeckte das Gesicht der Mutter. Es war klar, daß die einfachen Worte einen Pfeil enthielten, der der Mutter das stolze Herz zerriß. Dieses Geheimniß schien ihr einen Beigeschmack von Schande und Schmach zu haben und dennoch waren dieses Wort und der Name Redburn früher nie zusammen genannt worden. Sie haßte sich selbst ob dieses Argwohns; sie konnte es nicht glauben. Ohne Zweifel ließ sich das Alles erklären — wenn sie nur ihr Kind sehen würde.

„Meine Tochter ist Miß Redburn," sagte sie mit etwas hochmüthig erhobenem Kopfe. „Bitte, führen Sie uns gleich zu ihr."

Mrs. Brown führte ihre Gäste schweigend über die Stiege hinauf und öffnete die Thüre von Queenie's Zimmer. Das Mädchen war nicht in demselben. Es war wohl Ende Mai, doch brannte ein Feuer in dem Kamin. Auf einem Tische stand eine angezündete Lampe. Die Möbel waren einfach, aber sehr nett und reinlich. In der Ecke, ganz im Schatten, stand das von weißen Vorhängen verhüllte niedrige Bett.

Mrs. Redburn's Augen fuhren suchend durch das Zimmer und blieben endlich in stummer Frage auf Mr. Brown haften.

„Setzen Sie sich, Madame", sagte Mrs. Brown ehrerbietig, ihr einen Stuhl vor den Kamin rückend, „und Sie auch, mein Herr!" wandte sie sich an John Redburn, einen zweiten Stuhl herbeischiebend.

Mrs. Redburn wandte sich in gebieterischer Haltung zu ihr.

„Wo ist meine Tochter?" fragte sie heftig, indem alle Leidenschaft, alle Furcht und aller Schmerz, wovon sie erfüllt war, in dem Tone bebten.

„Ich will Alles erklären, Madame," sagte Mrs. Brown, von dem wilden Blicke dieser Augen ganz eingeschüchtert. „Sie ist ein wenig ausgegangen, wird aber hoffentlich bald hier sein. Wissen Sie, Madame, vor einer Stunde kam ein Bursche, der ihr einen Brief brachte, über den sie ganz in Verzweiflung gerieth, die Hände rang und wirklich vor Entsetzen ganz außer sich zu sein schien, das arme, junge Ding! Der Brief enthielt, wie ich mich dann überzeugte die Mittheilung, daß ihre Mutter und ihr Bruder gekommen wären, und —"

„Wo ist sie hingegangen?" fragte John Redburn heiser.

„Das weiß ich nicht, Herr. Ich glaube, sie wird bald zurück sein, wenn Sie warten wollen. Sie ist bis jetzt noch nie ausgegangen des Abends und wird auch heute nicht lange ausbleiben, denn sie ist noch sehr schwach!"

„Ist sie krank gewesen?" fragte Mrs. Redburn rasch.

„Ja, sie war sehr krank, länger als zwei Monate," antwortete Mrs. Brown, die ahnungslose Mutter mitleidsvoll anschauend. „Sie war die ganze Zeit ohne Bewußtsein — hat Niemanden gekannt — war im Fieberdelirium —"

Das starre, alte Gesicht der Mutter erhellte sich plötzlich vor Freude und Erleichterung. Mrs. Brown hatte erwartet, daß ihre Mittheilung Kummer erregen würde; auf solche Dankesgebung war sie nicht vorbereitet.

„Ich wußte, daß sie krank gewesen sein mußte," sagte Mrs. Redburn in zärtlich bebendem Tone. „Ich wußte es Sie hat große Talente; sie muß sich im Studium übermäßig angestrengt haben, und hat wahrscheinlich in einem Anfall von Fieber und Geistesverwirrung die Schule verlassen und ist hieher gekommen. Siehst Du das ein, John?"

„Ja, Mutter," antwortete John. Aber seine Stimme klang eigenthümlich gepreßt und gezwungen.

„Mein süßes, kleines Lamm," sagte die Mutter. Ich habe Unrecht gethan, daß ich mich nicht früher um sie bekümmerte. Sie sagen, daß sie Monate lang im Delirium war? Ist sie jetzt bei klarer Besinnung?"

„Ja, Madame," erwiderte Mrs. Brown, nicht wissend, wie sie dieser Mutter und dem Bruder Alles mittheilen sollte, was sie von der armen Queenie wußte. „Sie hat über alle Angelegenheiten immer geschwiegen, und ließ mich nie etwas von ihrer wirklichen Geschichte wissen, aber sie ist jetzt bei klarem Verstande. Sie bedarf jetzt nichts als Ihrer Liebe und Sorgfalt, um sie wieder ganz herzustellen. Sie hat so viel gelitten."

„Sie soll die größte Zärtlichkeit und Sorgfalt genießen," sagte die alte Mutter sanft. „Wir wollen sie nach Hause nehmen auf unsere Farm und sie bestens hegen und pflegen, mein Sohn und ich. Sie ist meine eigene Tochter, Madame; eine Lady von Geburt, das sanfteste, lieblichste —"

Das leise Weinen eines Säuglings ertönte jetzt vom Bette her.

Mrs. Redburn hielt, wie von einem Schuß getroffen, inne, und wandte langsam, wie mechanisch, den Kopf in diese Richtung.

„Was ist das?" fragte sie flüsternd.

Mrs. Brown eilte an das Bett, nahm das Kind auf den Arm und kehrte mit ihm zurück. Das lange, weiße Tragkleidchen fiel über ihr schwarzes Kleid; das kleine Köpfchen lag an Mrs. Browns breiter Brust. Es sah wie eine reizende Puppe aus, und das rosige Elfengesichtchen war von einem Paar ganz ungewöhnlich schöner Augen erhellt.

„Ist's nicht eine kleine Schönheit?" fragte Mrs. Brown etwas ungeschickt. „Süßes, kleines Herzchen! Herziger, kleiner Liebling!"

„Ist das Ihr Kind, Madame?" fragte John Redburn.

„Meines? O nein, Herr! Meine sind derb und stämmig, gesunde, gewöhnliche Kinder, während dieses zart und lieblich ist wie eine kleine Prinzessin. Das ist Miß Queenie's Kind!"

Mrs. Redburn erhob sich todtenbleich mit furchtbarer Miene.

„Weib!" rief sie aus. „Was ist das für eine Lüge? Was für ein Scherz, was —"

Ihre schwere Gestalt schwankte und sie fiel in den Stuhl zurück. John Redburn war in einer Sekunde an ihrer Seite. Mrs. Brown legte das Kind hastig weg und brachte Wasser. Mrs. Redburn erholte sich rasch von ihrem Ohnmachtsanfall. Nie zuvor im Leben hatte sie eine solche Schwäche angewandelt und abermals heftete sie einen wüthenden Blick auf Mrs. Brown.

„Rege Dich nicht auf, Mutter," sagte John Redburn sanft. „Laß mich diese Frau ausfragen. Madame, hier muß ein Irrthum obwalten. Oder haben Sie vielleicht gescherzt und nur gemeint, daß meine Schwester Ihr Kind sehr lieb hat? Ist's das?"

„Keineswegs, Herr. Das Kind ist das Ihrer Schwester, wurde vor drei Monaten hier in diesem Zimmer geboren, was Ihnen auch der Doktor bestätigen kann und was im Kirchenbuche eingetragen ist. Ich selbst habe mich als Zeugin unterschrieben und es war Alles sonderbar genug. Miß Queenie nannte ihr Kind Dolores, ein sonderbarer fremder Name, welcher Kummer oder so etwas Aehnliches bedeutet und der Name paßt sowohl wegen Miß Queenie selbst, als wahrscheinlich auch des armen Kindes halber."

„Dies ist wirklich und wahrhaft Queenie's Kind?" fragte John Redburn noch immer halb ungläubig und ganz verwirrt

„Es sind vollgültige Beweise dafür vorhanden, Herr."

Die Mutter war jetzt aus ihrem starren Stillschweigen aufgerüttelt

„Sie sehen, wie überrascht wir sind," sagte sie zitternd. Wir wußten nicht einmal, daß meine Tochter verheirathet sei."

„Wer ist der Gatte meiner Schwester?" fragte John Redburn.

Es folgte eine kurze Pause voll tödlicher banger Ungewißheit.

Dann antwortete Mrs. Brown langsam, und jedes ihrer Worte klang wie ein Todtengeläute: —

„Sie hatte keinen Gatten!"

Weder Mutter noch Sohn sprachen.

„Wissen Sie," begann Mrs. Brown, „der junge Mann machte nur eine Scheinheirath mit ihr, oder so etwas dergleichen, und verließ sie ehe das Kind kam. Sein Name war Oswald

---

Börsen-Berichte.

Stettin, 11. Januar. Wetter veränderlich. Temp. + 6° R. Barom. 28" 2"'. Wind NW.

Weizen matter, per 1000 Klgr. loko gelb 209—224 bez., geringer 194—206 bez., weißer 210—226 bez., per April-Mai 227,5—227 bez., per Mai-Juni do.

Roggen ruhig, per 1000 Klgr. loko inl. 166—172 bez., per Januar 170,5Bf., per April-Mai 167,5 bez., per Mai-Juni 165,5 bez., per Juni-Juli 163,5 bez.

Gerste still, per 1000 Klgr. loko Futter- 128—138 bez., Brau- 152—158 bez.

Hafer still, per 1000 Klgr. loko neuer pomm. 140—149 bez.

Erbsen [illegible], per 1000 Klgr. loko Koch- 170—178 bez., Futter- 158—167 bez., per April-Mai Futter- 157 Gd.

Winterrübsen fest, per 1000 Klgr. loko per April-Mai 270 bez., per September-Oktober 263 bez.

Rüböl geschäftslos, per 100 Klgr. loko ohne Faß b. Kl. 57,5 Bf., per Januar 55,5 Bf., per Januar-Februar do., per April-Mai 57 Bf.

Spiritus matt, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 45,5 bez., per Januar 46,8 bez., per April-Mai 49—48,7 bez., 48,8 Bf. u. Gd., per Mai-Juni 49—49,4 bez., per Juni-Juli 50,4 bez.

Petroleum per 50 Klgr. loko 8,25 tr. bez.

Sie sagte mir, daß sie weder seinen wirklichen Namen, noch seinen Rang kannte. Wahrscheinlich war er irgend ein Schurke oder Abenteurer, der auf Kosten Anderer lebt. Er verließ sie, und sie rannte aus dem Hause fort, worin sie mit ihm gewohnt hatte und sie wollte sich ertränken, und irrte die ganze Nacht in den Straßen umher, bis sie vor meinem Hause zusammenstürzte, wo ich sie am Morgen wie todt aussehend fand. Mein Mann und ich trugen sie herein — auf dieses Zimmer und schickten um den Doktor. Den ganzen folgenden Tag lag sie in Ohnmacht, und in der darauffolgenden Nacht wurde ihr Kind, die kleine Dolores dort — geboren!"

Ein Aechzen brach von den bleichen Lippen der Mutter.

Miß Queenie lag dann zwei Monate im Fieber, phantasirte immerfort und rief herzzerreißend nach ihrer „Mutter," sagte Mrs. Brown, sich die Augen trocknend. „Und sie rief auch „Oswald" in kläglich bittendem Tone. Vor einem Monate kam sie zu sich und hat sich seither rasch wieder erholt. Sie ist auch schon einige Male aus gewesen; und heute war sie mit meiner Marianne in Westend; und ich bedauere es genug, ihr zugeredet zu haben, es zu thun, nachdem das geschehen ist," fügte die Frau hinzu.

„Was ist denn geschehen?" fragte John Redburn in gepreßtem, unnatürlichem Tone.

„Sie und Marianne stiegen in Regentstreet aus, um auf den zurückfahrenden Wagen zu warten, und während sie bei dem Eckstein standen, kam ein langer Wagenzug mit einer Hochzeitsgesellschaft vorbei. Es entstand eine Stockung, der Wagen mit dem Brautpaare mußte stehen bleiben und Marianne sagt, daß sie und Miß Queenie gerade in den Wagen hineingesehen hatten. Die Braut war schön und sehr elegant gekleidet. Der Bräutigam soll noch schöner gewesen sein — ein vollendetes Bild. Bei Miß Queenie's Anblick wurde er furchtbar bleich und schaute sie entsetzt an, während Miß Queenie fast in Ohnmacht sank. Marianne rief schnell einen Wagen und fuhr mit Miß Queenie nach Hause, wo sie beinahe halbtodt ankam. Ich erlaubte mir, sie zu fragen, wer der Bräutigam war. Sie antwortete: „Es ist der Mann, den ich Monate lang für meinen Gatten hielt. Es ist der Vater meines Kindes."

Ein Schrei entrang sich John Redburn's Lippen, aber seine Mutter saß stumm und thränenlos.

„Ich beruhigte Miß Queenie und belebte sie mit einem heißen Getränke," fuhr Mrs. Brown fort, „und Alles schien wieder gut zu sein, bis der Knabe mit dem Briefe kam, welcher Ihr Kommen meldete. Da gerieth Miß Queenie wieder außer sich. Sie setzte ihren Hut auf und rannte wie toll davon. Sie ist noch nicht zurückgekommen," fügte sie ängstlich hinzu. „Wohin sie gegangen sein mag, kann ich mir nicht recht vorstellen. Sie wartet vielleicht draußen, bis Sie fort sind — denn sie schämt sich gewiß."

In diesem Augenblicke wurde laut an das Hausthor geklopft.

Mrs Brown lief hinab. Niemand war vor der Thüre; aber als sie dieselbe öffnete, flatterte ein Brief, den Jemand in den Spalt gesteckt hatte, vor ihre Füße.

Er war an Mrs. Redburn adressirt. Sie hob ihn auf und ging damit hinauf.

„Es war Niemand draußen, als ich hinabkam," erklärte sie; „aber dieser Brief fiel herein. Er ist an Sie, Madame, und wahrscheinlich von Miß Queenie."

Sie überreichte den Brief. Mrs. Redburn riß ihn mit steifen, kalten Fingern auf und las seinen folgendermaßen lautenden Inhalt:

„Mutter! Jetzt wirst Du bereits Alles wissen. Ich bin gegenüber von Mrs. Browns Haus die Straßen auf und ab gewandelt, in der Erwartung, Dich aus der Ferne sehen zu können; aber Du bist n[…] in meinem Zimmer oben und ich habe v[…]geblich gewartet. Ich bin in die Apoth[eke] am Ende der Straße gegangen und schrei[be] hier diese Zeilen an Dich. Sie sind [ein] Lebewohl, Mutter — ein letztes Lebew[ohl]. Ich habe Dich und John und den Name[n], mit dem ich geboren wurde, mit Schm[ach] bedeckt. Ich werde diesen Namen nie wie[der] tragen, werde Dich und John nie wied[er]sehen, so lange ich lebe. Ich bin eine Au[s]gestoßene; der Mann, den ich liebte u[nd] ehrte und für meinen Gatten hielt, ist m[it] einer Anderen verheirathet und ich bin ei[ne] Elende und Ausgestoßene. Mutter, ich bi[tte] Dich, mir zu verzeihen, obwohl ich wei[ß], daß Du es nicht kannst. Ich war leich[t]sinnig und thöricht, aber ich habe gedac[ht], daß Alles gut ausgehen werde. Ich wol[lte] Dir mit meiner Heirath eine freudige Ueberraschung bereiten, aber ich habe Dir n[ur] das Herz gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gut empfohlener **Reisender,** noch akti[v], einen großen Theil Norddeutschlands bereist, s[ucht] einem **Kolonialwaaren-, Delikatessen-Gesch[äft]** Stellung. Gefl. Auskunft ertheilen auf Wunsc[h] Herren **Gebr. Weigert,** Berlin, Jägerstra[ße]. Gefl. Offerten unter **J. D. 9078** beför[dert] **Rudolf Mosse, Berlin, SW.**

Kompagnon-Gesuch
Zum Zwecke der Vergrößerung eines seit meh[reren] Jahren bestehenden und sich sehr gut rentirenden [Ge]schäfts wird ein thätiger Kaufmann mit Vermöge[n als] Theilnehmer gesucht.
Adressen belieben Reflektirende unter **A. B. C** [i]n der Exp. d. Blattes, Schulzenstr. 9, abzugeben.

Ein junger Materialist,
welcher in verschiedenen größeren Geschäften thätig [war] und gute Zeugnisse aufweisen kann, sucht Stellung [zum] 1. April d. J. Offerten unter **A. B. 400** lagernd Rostock in Mecklenburg.

Kaufleute, Oekonomen, Förster, Kel[lner], Brauer, Brenner, Aufseher, Technike[r] placirt schnell das **Bureau „Germania",** Dre[sden].

---

6 Landwirthin. verlangt zum sofortigen Antrit[t], Landwirthinnen zum 2. April, Haus- und Näh[-] Jungfern, herrschaftl. Diener zur Stütze der Hau[sfrau] verlangt Frau **Lottig,** Neuermarkt 7, 1 Trep[pe].

Ich suche eine **perfekte Köchin.**
Fr. **v. Arnim,** Criewen bei Schwedt a. [O.]

Für eine alleinstehende Beamtentochter, anspruch[slos,] wirthschaftlich und in gesetzten Jahren, wird zur [selbst]ständigen Wirthschaftsführung oder zur Pflege [eines] alten Herrn oder einer Dame gegen ganz gering[e Ver]gütigung sogleich Stellung gesucht. Adressen [unter] **G. T. 3** in der Exp. d. Stett. Tageblatts, S[...] Schulzenstraße 9.